Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 26 (2019)
Heft: 292

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gerechtigkeit für Mia Hesse – und eine Spurensuche nach anderen Foto-Pionierinnen. Von Urs Oskar Keller 46	**Mit einem Klick zur Kultur: Seit fünf Jahren gibt es die Vermittlungsplattform kklick. Von Peter Surber** 49	**OMG, zum Glück ist das nur ein Film – die Komödie *Die fruchtbaren Jahre sind vorbei.* Von Corinne Riedener** 50	**Ab zum Mars: Die NASA-Bilder und zeitgenössische Kunst in Rapperswil-Jona. Von Sascha Erni** 51
Im Sammlungs-Dschungel: Die Ausstellung «Bricolage» in St.Gallen. Von Sandra Cubranovic 53	**Wenn Bands ihre Keller öffnen: das Disorder Bandraumfestival. Von Urs-Peter Zwingli** 54	**Tutti und fortissimo: Elf Chöre gemeinsam an der ersten St.Galler Chornacht. Von Eva Bachmann** 55	**Stadträume, Zirkusträume, neue Lyrik, keine Panik, Terror und Theater: der Kulturparcours.** 56

Gerechtigkeit für Mia Hesse

Endlich ehrt man in Gaienhofen am deutschen Bodenseeufer Hermann Hesses erste Frau Maria Bernoulli (1868–1963): Aus dem bisherigen Hermann-Hesse-Haus wurde Mitte August das Mia-und-Hermann-Hesse-Haus. Maria Bernoulli war eine der ersten Berufsfotografinnen der Schweiz – aber bei weitem nicht die einzige.
Von Urs Oskar Keller

Mia Bernoulli um 1903 (Aufnahme vermutlich von Tuccia Bernoulli) und um 1950 in Bern (Bild: Martin Hesse © Martin Hesse Erben)

Briefwechsel mit den Söhnen

Es ist nicht leicht, Sohn eines berühmten Vaters zu sein. Zumal wenn der Vater häufig abwesend ist und dann auch noch die Familie zerbricht. Wie es Hermann Hesse und seinen Söhnen Bruno und Heiner «trotz allem Schwierigen» gelungen ist, eine liebevolle, lebenslange Beziehung aufzubauen – davon erzählt der Briefwechsel, der im Dezember erscheint und fast 300 bislang unveröffentlichte Briefe enthält. Hermann Hesse: *«Wir wollen es trotz allem Schwierigen immer wieder probieren» – Briefwechsel mit seinen Söhnen Bruno und Heiner*. Herausgegeben von Michael Limberg in Zusammenarbeit mit Silver und Simon Hesse. Suhrkamp Verlag, Berlin 2019.

Es gehe darum, «die Leistung von Mia Hesse geb. Bernoulli hier in Gaienhofen – insbesondere beim Bau des Familienhauses – endlich zu würdigen.» So hiess es auf der Einladung zum Umbenennungsakt. «Mia Hesse-Bernoulli hat ihm das Fundament gegeben. Sie hat Hermann Hesse den Rücken freigehalten. Sie hat ein schönes Haus gebaut und weitgehend bezahlt», sagt die heutige Hausbesitzerin Eva Eberwein. Mia, wie Hesse Maria nannte, habe sämtliche Details geplant. Der Dichter war während der Bauzeit der Landhaus-Villa im Tessin, und von ihrer Seite kam der notwendige Kredit für den Bau.

1907 hatten Hermann und Mia Hesse-Bernoulli ein ursprünglich über 10'000 Quadratmeter grosses Grundstück in Gaienhofen «im Erlenloh» erworben. Darauf liessen sie nach den Plänen des Basler Architekten Hans Hindermann im Schweizer Reformstil ein Haus für insgesamt 30'000 Reichsmark errichten, davon steuerten Mia Bernoullis Eltern 20'000 Mark bei. Ein kleiner Weg führte von ihrer Villa direkt hinunter an den See, wo sie eine weitere Parzelle mit Seeanstoss besassen.

Das «Zimmer der Frau»

Hindermann, der mit der Basler Familie Bernoulli befreundet war und damals auch das Landerziehungsheim Schloss Glarisegg bei Steckborn baute, setzte 1907 die Ideen des Paares um, das ganz im Reformstil bauen wollte: Licht und Luft sollten im Haus herrschen. Der Erker zum Garten wurde eingeplant, damit die Fotografin, die vor der Heirat gemeinsam mit ihrer Schwester ein Atelier in Basel betrieben hatte, dort ein Atelier hätte einrichten können. Ihre Kamera wie auch Schreibtisch und Klavier nahm sie mit nach Gaienhofen. Im Keller war eine Dunkelkammer vorhanden. Bis 1912 hat sie mit ihrer Familie hier gelebt.

«Das ‹Zimmer der Frau›, wie es im alten Hausplan eingezeichnet und benannt ist, ist ein wunderschöner Raum mit liebevollen Details, sehr schönen Fenstern. So wuchs meine Neugier auf die Frau, die als Fotografin mit eigenem Atelier in Basel war und offenbar derart gut mit Farben, Formen und Proportionen umzugehen wusste», sagt Eva Eberwein. 2004 begannen ihre Recherchen, und sie stellte zu ihrem Erstaunen fest, dass es nahezu keine Informationen über diese Frau gab. Erst 2015 fand in St.Gallen eine Sonderausstellung zur Fotografin Mia Hesse-Bernoulli statt. Die Schau kam durch die Zusammenarbeit der Interessengemeinschaft Frau und Museum, der Frauenbibliothek Wyborada und des Fördervereins des Hermann-Hesse-Hauses in Gaienhofen zustande. Mehr zu den Pionierinnen der Fotografie in der Schweiz auf Seite 46.

Dass Mia Hesse-Bernoulli zeitlebens im Schatten des berühmten Ehemanns und Literatur-Nobelpreisträgers stand, ist für Eva Eberwein ungerechtfertigt: «Dabei war Mia Hesse nicht nur eine äusserst lebenskluge, couragierte und unabhängige Persönlichkeit, sondern machte auch als Fotografin Karriere. Ihre experimentelle Kunstfotografie, mit der sie ihrer Zeit weit voraus war, fand und findet jedoch nur wenig Aufmerksamkeit.»

Eberwein fand wenige Informationen, die sie zum Teil verstörten: «Gerüchte wie, sie sei schizophren gewesen, in einer Irrenanstalt gestorben, kursierten bei meinen Besuchern. Das weckte meinen

Forscherdrang und ich begab mich auf die Suche.» Fündig wurde sie unter anderem im Hermann-Hesse-Editionsarchiv des Suhrkamp-Verlags.

«Zwei Fräulein aus gutem Hause»

Maria (Mia) Bernoulli wurde am 7. August 1868 in eine wohlhabende Basler Gelehrtenfamilie geboren. Sie absolvierte eine fotografische Ausbildung in München und Berlin. Die Tochter aus gutem Hause war nicht nur eine ausgezeichnete Pianistin, sondern – für ihre Generation unerhört – eine sehr gute Bergsteigerin. Mit ihrer Schwester Tuccia (Mathilde) führte sie seit 1902 an der Basler Bäumleingasse 14 ein professionelles Kunstfotografie-Atelier («M. & T. Bernoulli Kunst-Photographie»). Die «Basler Nachrichten» berichteten am 3. Oktober 1902: «Die Bestrebungen, die Photographie zu reformieren, sind neu und unerhört in Basel. Neu und unerhört, dass zwei Fräulein aus gutem Hause nicht nach einer guten Partie, sondern nach Unabhängigkeit streben. Sie organisierten Ausstellungen, nahmen an Messen teil und unterhielten ihre ‹Jours› genannten Künstlertreffs im Atelier.»

1902 lernt sie bei einem Atelierfest den um neun Jahre jüngeren Hermann Hesse kennen. Der angehende Dichter aus dem deutschen Calw arbeitet seit 1899 als Sortimentsgehilfe in der Reich'schen Buchhandlung und dann im Antiquariat Wattenwyl. Ihre Heirat findet am 2. August 1904 in Basel statt. Das Paar zieht anschliessend in ein altes Bauernhaus neben der Dorfkapelle nach Gaienhofen, das Mia entdeckt hat. Die landschaftlich reizvolle deutsche Halbinsel Höri zog seit Beginn des letzten Jahrhunderts zahlreiche Künstler und Literaten an. Hesse badet, segelt, rudert, wandert und arbeitet. «Ich wohne also jetzt mit Frau in Gaienhofen, in einem lustigen Bauernhäuschen. Unser Leben hier ist einsam und ländlich, doch nicht ganz, was man poetisch-idyllisch nennt», schreibt der 27-jährige Hesse 1904 einem Dichterkollegen. Drei Söhne kommen zur Welt: Bruno (1905–1999), Hans Heinrich (genannt Heiner, 1909–2003) und Martin (1911–1968). 1907 erwirbt das Ehepaar Hesse-Bernoulli das Grundstück in Gaienhofen «im Erlenloh», auf dem es sein Haus errichtet.

Die Ehe zeigt jedoch schon bald Risse. Hermann und Mia Hesse verkaufen ihr Haus 1912, um nach Bern zu ziehen. Als Mia Hesse im Oktober 1918 mit ihrem jüngsten Sohn Martin Ferien im Tessin macht, erleidet sie bei der Rückreise einen Nervenzusammenbruch, so dass sie in grosser Verwirrtheit in ein Sanatorium gebracht werden muss. C.G. Jung untersucht sie Anfang November und diagnostiziert eine «katatone Störung akuten Charakters».

Eine schwierige Ehe-Geschichte

Eine schwierige Ehe-Geschichte Hesse-Bernoulli, wohl von beiden Seiten. Aber auch ein Indiz für die überhebliche Haltung der Psychiatrie, wie sie aus dem Brief von Jung an Hesse («affektive Störungen», «primitiver Erotismus», «abaissement de niveau mental» ...) spricht. Spielte das offensichtlich egoistische Verhalten Hesses eine entscheidende Rolle? Dass Hesse die Psychiatrisierung Mias aktiv vorangetrieben habe, wird von Fachleuten bestritten. Die Beziehung zwischen Hermann und Mia soll sich später normalisiert haben, schon allein der Kinder wegen.

Ohne die ganze Hesse-Forschung zu kennen, ist es aber der Klassiker zahlloser Künstler-Männerbiografien. Und lässt sich offenbar mit Hesse-eigenen Zitaten belegen, beispielsweise diesem von 1911: «Ende Juli erwartet meine Frau ein Kind, und da weder dies noch meine andren hiesigen Lebensumstände mir viel Freude machen, habe ich einem Bekannten versprochen, ihn im Spätsommer nach Sri Lanka, Singapur und den malayischen Inseln zu begleiten.» Reisepartner war der Maler Hans Sturzenegger; die «Indienreise» hinterliess literarische Spuren unter anderem auch in der Erzählung *Siddhartha* (1922).

Hesses Briefe an seinen Psychiater Josef Bernhard Lang machen zumindest deutlich, dass sich Hesse den «bürgerlichen Aufgaben» mit Frau und Kindern nicht gewachsen sah: «Könnte ich Frau und Kinder abhängen, irgendwie, so wäre ich zufrieden, denn ich habe mich im Wesentlichen damit abgefunden, als Ersatz für wahres Leben die beiden schönen Betäubungsmittel zu brauchen: künstlerische Arbeit und Wein. Mein momentanes Problem, an dem ich vielleicht doch noch strande, ist einfach meine völlige Unfähigkeit zu den Sorgen und Geschäften des Augenblicks. Wenn nicht mein Schwager, oder sonst jemand, irgendwie Vormundsstelle für meine Frau und Kinder übernimmt, bin ich verloren und lege mich unter die nächste Eisenbahn», schreibt er im September 1919.

«Unkonventionell, unternehmungslustig»

1919 nahm Hesse Wohnsitz in Minusio im Tessin, später in der «Casa Rossa» in Montagnola. Das Haus wurde ihm von seinen Zürcher Freunden Elsy und Hans C. Bodmer auf Lebzeiten zur Verfügung gestellt. Hermann Hesse starb am 9. August 1962, 85-jährig, an einem Hirnschlag in Montagnola.

Mia Bernoulli liess sich nach der Scheidung 1923 in Ascona nieder und betrieb in ihrem Haus eine Pension. 1942 brannte ihr Haus komplett ab und sie kehrte nach Bern zurück, zunächst zu ihrem Sohn Martin. Mia Bernoulli war im Frühjahr 1945 in der privaten Nervenheilanstalt Klinik Sonnenfels bei Spiez. Bis zum Schluss war sie vielseitig interessiert und widmete sich dem Klavierspiel. Sibylle Siegenthaler-Hesse, Enkelin von Mia Hesse-Bernoulli aus Bottmingen (BL) erinnert sich: «Ich kannte meine Grossmutter Mia sehr gut, da sie einige Jahre mit meinem Vater Martin Hesse und unserer Familie am Müslinweg in Bern gelebt hat. Mia Bernoulli war eine liebevolle, heitere, absolut unkonventionelle und unternehmungslustige Dame, die noch mit über 80 Jahren Schwimmen ging und zum Beispiel auch mit mir kurzerhand Autostopp machte, als sie den Bus verpasst hatte. Auch das Klavierspiel von Mia mit ihrem wunderbaren weichen Anschlag blieb mir in Erinnerung.»

Später zog Mia Hesse in ein Altersheim im Stadtteil Schosshalde, wo sie im Alter von 95 Jahren am 13. Mai 1963 verstarb. Sie wurde auf dem Schosshaldenfriedhof beerdigt.

Häuser nach dem Mann benannt ...

Interessant ist die Parallele zum Haus, das der Maler Otto Dix 1936 im Nachbarort Hemmenhofen bezogen hat. Das Landhaus mit Atelier wurde vom Geld seiner Frau Martha Koch bezahlt. Heute heisst es Museum Dix Haus. «Es entsprach dem Zeitgeist, diese Häuser immer nach dem Mann zu benennen», meint Ursula Fuchs, Initiantin von literarischen Wanderungen auf den Spuren von Hermann Hesse in Gaienhofen.

hermann-hesse-haus.de

Das Mia-und-Hermann-Hesse-Haus in Gaienhofen mit dem Rundfenster. (Bild: uok)

Ausstellung im Hesse-Museum Gaienhofen: «Ein Panzer gegen die hässliche Zeit. Hesses Glasperlenspiel im Dritten Reich», bis 15. September.

«Frauen haben die Fotografie emanzipiert»

«Die Anfänge der Fotografie waren Männersache», sagt der Schweizer Fotograf Urs Tillmanns. Doch es gibt Ausnahmen: neben Maria Bernoulli und ihrer Schwester Mathilde etwa Franziska Möllinger, Josephine Kälin oder in St.Gallen Mathilde Bühlmeier. Eine Spurensuche. Von Urs Oskar Keller

Maria «Mia» Bernoulli, die spätere Frau von Hermann Hesse, gilt als eine der ersten Berufsfotografinnen der Schweiz. Im Wettlauf darum, «Pionierinnen» zu küren, stellt sich aber erst einmal die Frage, wie man «die Erste» definiert. Die erste Fotografin, die dem 1886 gegründeten Berufsverband beigetreten ist? Die erste, die als Fotografin in Anstellung gearbeitet hat? Die erste, die offiziell ein Fotostudio betrieben hat?

Madleina Deplazes, Research Curator der Fotostiftung Schweiz in Winterthur, sagt: «Es war ja zu dieser Zeit nicht ganz einfach, als Frau eigenständig ein Geschäft zu führen. Oftmals haben die Frauen das Handwerk beherrscht und die Kundschaft fotografiert, aber das Geschäft lief unter dem Namen des Ehemannes. Es wird viel zu selten über die Rolle der Frauen in diesem Bereich gesprochen.»

Frauen hatten einen beträchtlichen Anteil

«Die Anfänge der Fotografie waren Männersache. Frauen wagten sich kaum an die komplizierten chemischen Verfahren und die technischen Probleme heran», sagt der Schweizer Fotograf und Fachpublizist Urs Tillmanns, Herausgeber des Schweizer Online-Magazins «Fotointern». Markus Schürpf, Leiter des Büros für Fotografiegeschichte und des Schweizer Fotografenlexikons fotoCH, glaubt dagegen «eher, dass Frauen von Beginn weg einen beträchtlichen Anteil hatten. Das gilt für Franziska Möllinger und später andere, weil das ‹Handwerk› verhältnismässig niederschwellig war und kein Zunftschutz oder Ähnliches bestand.» In Biel und im Emmental gab es von 1870 bis 1880 einen Wanderfotografinnen-Betrieb der «Frauen Warther», vermutlich eine Mutter mit ihren Töchtern.

Ob es einen geschlechtstypischen Blick in der Fotografie gibt, ist umstritten. Eine Tendenz scheint aber klar: Wenn Frauen fotografieren, fotografieren sie das Andere. «Frauen haben die Fotografie emanzipiert, und die Fotografie hat einen wesentlichen Beitrag zu ihrer eigenen Emanzipation geleistet. Zwischen dem Medium und den Künstlerinnen bestand seit je eine besondere Beziehung. Doch die Fotogeschichte will davon nichts wissen», schrieb Kulturredaktorin Daniele Muscionico kürzlich in der «NZZ».

Markus Schürpf sagt über die Bernoulli-Schwestern: «Die beiden haben grossartig fotografiert. Insbesondere ihre Kinderporträts sind einzigartig! Und Tuccia hat einen wunderschönen Artikel ‹Wie soll man Kinder fotografieren?› verfasst.»

Franziska Möllinger – Fotografin ab 1843

Franziska Möllinger (1817–1880) wuchs in Speyer in der Rheinpfalz auf und starb in Fluntern. 1836 kam Möllinger mit ihrer Mutter und ihrem Bruder Otto nach Solothurn. Als erste in der Schweiz tätige Fotografin beziehungsweise Daguerrotypistin veröffentlichte sie 1844–45 im Eigenverlag 16 Veduten und Stadtansichten der Schweiz für ein auf 120 Blätter geplantes Mappenwerk. Daguerrotypien (Unikate) lithografiert zu vervielfältigen, war ein in der Schweiz zuvor nicht angewandtes Verfahren.

Als vermutlich erste beruflich anerkannte Fotografin in der Schweiz nennt Markus Schürpf die Badenerin Frida Zipser-Lang. Das Fotoatelier von Frida Zipser-Lang und Wilhelm Schmidt in Baden bestand von 1892 bis etwa 1908. Eine faszinierende Persönlichkeit ist auch Jungfer Katharina Weiss (1834–1911) aus Zug. Sie hat ab etwa 1860 selbstständig fotografiert. Josephine Kälin (1851–1935), auch Josefa und «Seppä» genannt, gilt als erste Fotografin mit eigenem Atelier in Einsiedeln. Dieses gründete sie um 1893. 1898 richtete sie ein Glasatelier an der heutigen Mühlestrasse 13 ein. 1930 übergab Kälin das Geschäft an ihre Nichte. «Häufig», sagt Fotohistoriker Schürpf, «folgt die Frau ihrem Ehemann als Nachfolgerin nach, wenn dieser verstirbt wie bei Frida Zipser. Interessant ist auch die Geschichte von Frau M. Eichenberger-Favre als geschiedene Fotografengattin. Sie hat ab 1865 fotografiert und in den Zeitungen einen veritablen Rosenkrieg gegen ihren geschiedenen Mann geführt.»

Die Ostschweizerinnen

Alwina Gossauer, Selbstportrait um 1900.

Alwina Gossauer (1841–1926) wuchs in Riesbach (Zürich) auf. 1864 eröffnete ihr Mann Johann Kölla ein Atelier im Haus «Zum blauen Himmel» in Zürich. 1866 wurde Johann Kölla wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses aufgrund «obszöner» Frauenporträts verurteilt und kurz darauf übersiedelte die Familie nach Rapperswil. Sein Geschäft ging Konkurs, Alwina Kölla-Gossauer konnte aus der Konkursmasse gerade noch einiges Mobiliar und die Fotoausrüstung erwerben und führte das Atelier mit Erfolg weiter.

Constance Haak (1886–1958) stammte aus Utrecht und eröffnete 1918 ein eigenes Atelier in St.Gallen an der Büchelstrasse 14. 1919 trat sie dem Photo Club St.Gallen bei. 1923 heiratete sie Oskar Rietmann und arbeitete fortan mit ihm zusammen. Constance, genannt «Stanny» Rietmann-Haak war als versierte Fotografin massgeblich für den geschäftlichen Erfolg des gemeinsamen Ateliers «O. & C. Rietmann-Haak» verantwortlich. «Nicht zu vergessen sind auch alle Fotografinnen, die in den Geschäften ihrer Ehemänner oder Söhne mitarbeiteten, so die Frauen im Fotogeschäft Fetzer in Bad Ragaz. Ausserdem waren Frauen in technischen Berufen schon relativ früh mit fotografischen Techniken beschäftigt: z.B. der Röntgenfotografie», sagt Regula Zürcher vom St.Galler Staatsarchiv.

Eine schillernde Persönlichkeit ist Mathilde Bühlmeier (1846–1916), die 1867 als wahrscheinlich erste Frau in St.Gallen ein Fotoatelier eröffnete. Sie stellte unter anderem die damals modischen Kleinporträts her, litt aber unter der örtlichen Konkurrenz und der Wirtschaftskrise und kam in den 1880er-Jahren auf die Idee, «auf photographischem Wege Banknoten zu machen» – mit einigem Erfolg, bis ihr die Polizei das Handwerk legte und sie ein Jahr im Zuchthaus verbrachte.

Marga Steinmann (1895–1983) ist in Appenzell ein Begriff. Sie war mit dem Architekten Gustav Baeschlin verheiratet und arbeitete unter anderem auch in Bern, St.Gallen und Basel. An einem Projekt über die Fotografin arbeitet das Museum Appenzell gemäss Website schon länger.

«Wir besitzen zu Fotopionierinnen keine konkreten Informationen. Im Staatsarchiv befinden sich wohl einige Fotonachlässe; darunter auch derjenige von Martha Gubler in Weinfelden», schreibt Beat Oswald vom Staatsarchiv Thurgau in Frauenfeld. Die Deutsche Martha Gubler-Weigand (1902–2005) eröffnete 1930 ein eigenes Atelier in Weinfelden. 1934 heiratete sie den Künstler Conrad Gubler. 1935 kaufte sich das Paar das «Haus Thurnheer» in Weinfelden und richtete dort seine Ateliers ein. Das Haus wurde in der Folge als «Gublerhaus» bekannt.

foto-ch.ch, fotostiftung.ch, hls-dhs-dss.ch, fotointern.ch

Mit einem Klick zur Kultur

Seit fünf Jahren vermittelt die Plattform kklick Schulbesuche im Museum, im Konzert, Theater oder Atelier. Kulturelle «Teilhabe für alle»: Wie gut funktioniert das? Von Peter Surber

Das kklick-Team: Kati Michalk, Danièle Florence Perrin, Richi Küttel, Stefanie Kasper (Bild: Ueli Steingruber)

Eine digitale Schnitzeljagd per App durch die Ausstellung «Transportweg Bodensee» in Kreuzlingen? Eine Diskussionsrunde zu Ethik im Historischen und Völkerkundemuseum St.Gallen, unter dem Titel «Darf man eine Mumie ausstellen?» Ins St.Galler Figurentheater zum Mäusedichter *Frederick*? Oder zur Brückenkunde ins Zeughaus Teufen? Die Angebote sind da, für Schulklassen unterschiedlichen Alters, und man findet sie auf einen Klick: Sie sind gesammelt auf der Vermittlungsplattform kklick.ch.

Seit fünf Jahren gibt es kklick. Zwar ist noch immer umstritten, wie man das Wort aussprechen soll – k-klick oder bloss klick? Im übrigen aber herrscht Einigkeit: Die Plattform ist ein Erfolg. Quasi «auf der grünen Wiese» habe man angefangen, sagt Stefanie Kasper, die den Thurgau betreut: Man musste erst einmal die Anbieter finden, die Angebote überprüfen, die Schulen erreichen.

Heute sind auf kklick.ch mehr als 300 Angebote fürs Kindergartenalter bis zur Sekundarstufe aufgeführt und einheitlich präsentiert, mit andern Worten: auch vergleichbar. «Ich wäre froh gewesen, wenn es das schon früher gegeben hätte», sagt Danièle Florence Perrin, langjährige Sekundarlehrerin und seit diesem Sommer für kklick im Kanton Glarus zuständig. Die drei Gründerkantone St.Gallen, Thurgau und Appenzell Ausserrhoden haben damit Verstärkung bekommen; Kunsthaus Glarus, Freulerpalast, Zirkus Mugg und andere Anbieter sind jetzt ebenfalls digital verklickt.

Das Ziel heisst Chancengleichheit

Die von den Kantonen getragene Plattform verdient an den Angeboten selber nichts. «kklick ist kein Geschäftsmodell wie etwa booking.com», betont Richi Küttel, Mann der ersten Stunde bei kklick. Den Nutzen sollen vielmehr die Lehrerinnen und Lehrer und die Kinder direkt haben. Die Angebote sind überprüft, werden regelmässig visitiert, sie müssen auf die Lernziele im Lehrplan 21 abgestimmt und gut vermittelt sein. «Nur» ein Konzert für Kinder zu spielen, reiche nicht, um in die Plattform aufgenommen zu werden. Die Hauptkriterien heissen: Professionalität, pädagogisch-didaktische Aufbereitung, Stufengerechtigkeit und möglichst aktive Beteiligung der Kinder.

Das Ziel ist ehrgeizig. Bildung und Kultur sollen näher als bisher zusammenrücken, sagt Stefanie Kasper. Und man will alle Kinder erreichen – nicht nur jene aus bildungsinteressierten Milieus. Darum gibt es zwar auch vereinzelt Aktivitäten in der Freizeit; der Schwerpunkt sind aber Angebote für Klassen. «So wird die Chancengleichheit gewährleistet.» Ob sie auch nachhaltig ist, sei schwieriger zu beantworten.

Von den Autorenlesungen, die er schon in der Zeit vor kklick organisiert hatte, weiss Richi Küttel: Bücher von Autorinnen und Autoren, die zu Lesungen in die Klasse kommen, sind danach in der Schulbibliothek über Monate ausgebucht. Und auch ohne solche direkte Reaktion ist er überzeugt: «Etwas bleibt. Kulturerlebnisse geben Impulse, selber aktiv zu werden, Theater zu spielen, zu zeichnen und so weiter.» Stefanie Kasper pflichtet bei. Es gehe darum, Kindern neue Erfahrungen zu vermitteln und zu zeigen: Diese Welt gibt es auch, du kannst sie entdecken. «Und wenn es dann Klick macht bei den Kindern, kommen sie wieder, mit Eltern, Geschwistern oder Grosseltern.»

Was ist mit der «Schere» zwischen Kulturinteressierten und Kulturabwesenden? Mit der oft beklagten Zweidrittel-Gesellschaft, in der alle Förderanstrengungen und Beschwörungen der «Teilhabe für alle» bisher wenig gefruchtet haben? «Es gibt irgendwann, beim Erwachsenwerden, einen Bruch», vermutet Richi Küttel. Darauf habe die Schule dann kaum noch Einfluss – «aber zumindest soll niemand sagen müssen, er habe von all den kulturellen Angeboten als Kind nichts mitbekommen».

«Platz im Lehrplan gibt es immer»

Die Breitenwirkung ist da – im Kanton St.Gallen etwa haben rund 40 Prozent der Schulen bis heute eine kulturverantwortliche Lehrperson bestimmt. Zudem arbeite kklick mit den Pädagogischen Hochschulen intensiv zusammen. Und Platz im Lehrplan bleibe immer, ist Kati Michalk, Co-Geschäftsführerin der St.Galler Stelle, überzeugt. «Unser Anliegen ist es, Kulturangebote nicht als Zusatzaufwand zu verstehen, sondern als selbstverständlichen Teil des Unterrichts.» Englisch zu üben zum Beispiel gehe im Museum je nach Thema wunderbar – und Mathematik könne man auch beim Brückenberechnen in der Grubenmannsammlung in Teufen betreiben.

Was bleibt an Wünschen nach den ersten fünf Jahren? Mit der Frage landet man schnell beim Geld. Wenn Schulen auf Kultur-Exkursionen verzichteten, dann oft aus finanziellen Gründen – genauer: wegen der Kosten für Bahn und Bus. Warum also kein Gratis-öV für den Trip zur Kultur, zumindest ein- oder zweimal im Jahr? Ein solches System kenne man im Vorarlberg, die Ostschweiz könnte sich daran ein Vorbild nehmen, sagt Küttel. Überhaupt wäre sein Wunsch, dass jedes Kind auf jeder Stufe einmal (oder auch zweimal) jährlich ein Kulturvermittlungsangebot erlebe. «An diesem Punkt sind wir noch lange nicht.»

kklick.ch

Auch Saiten ist auf kklick präsent. Die Medienwerkstatt zum Thema Nachrichtenkompetenz bietet Einblick in die journalistische Arbeit und schärft einen kritischen Blick auf redaktionelle Inhalte. Sie ist für Schulen ab dem 8. bis zum 12. Schuljahr, aber auch für Fachhochschulen, Berufsschulen, Unternehmen und Organisationen geeignet.

Single sein ab 30 ist Krieg

Natascha Bellers Komödie *Die fruchtbaren Jahre sind vorbei* ist rasant und voller witziger Einfälle. Aber auch etwas eindimensional. Von Corinne Riedener

Amanda mit Nemo im Arm bei der Arbeit. (Bild: Cineworx)

Kürzlich schickte mir eine Freundin ein Meme. «Wenn mich jemand fragt, wann ich endlich mal Kinder geplant habe …», stand da. Unten ein Bild von einer Frau, die einen Hund im Kinderwagen spazieren führt und fröhlich den Fick-dich-Finger zeigt. So ähnlich ist auch meine innere Haltung, wenn ich nach etwaigen Kinderplänen gefragt werde. Und das passiert nicht gerade selten, schliesslich bin ich über 30 und «voll im Saft», wie letzthin eine Bekannte mit verschwörerischem Blick meinte.

Ach, wie ich diese Gespräche hasse. Ich will keine Kinder und weiss das schon seit bald 20 Jahren. «Jaja, warte nur, bis der Richtige kommt», muss ich mir dann sagen lassen – trotz erklärter Bisexualität. Oder: «Du willst doch aber auch nicht traurig und einsam sterben.» Oder: «Ich sagte früher auch immer, dass ich keine Kinder will, aber seit XY zur Welt gekommen ist, hat mein Leben endlich einen Sinn.» Blabla und so weiter.

Szenen der Torschlusspanik

Ähnlich ergeht es auch Leila in Natascha Bellers Komödie *Die fruchtbaren Jahre sind vorbei*. Alle plappern auf sie ein, voller Klischees auf dem Fotosofa an der Hochzeit ihrer Schwester Amanda. Der Unterschied zu mir ist, dass Leila (Michèle Rohrbach) sich sehr wohl Kinder wünscht, am liebsten viele, und mit ihren knapp 35 Jahren an akuter Torschlusspanik leidet. Und sich dementsprechend wuschig machen lässt. Was zu einigen sehr kurligen Situationen führt, aber mehr sei hier nicht verraten.

Die anderen zwei Protagonistinnen, ihre Schwester Amanda (Sarah Hostettler) und ihre beste Freundin Sophie (Anne Haug), haben ein etwas entspannteres Verhältnis zum Thema Nachwuchs. Sophie ist alleinerziehende Mutter mit Vertrauensproblemen und professionell gelassen. Und Amanda nimmt die Sache – abgesehen von der Geburt – ebenfalls recht sportlich, schliesslich wurde sie nur ihrem Mann zuliebe schwanger, und der soll sich nach der Geburt auch um den kleinen Nemo kümmern, damit sie sich weiter der Karriere widmen kann. Was natürlich wunderbar klingt, zumindest in der Theorie.

Eineinhalb Stunden geht es drunter und drüber. Die Komödie ist überzeugend gespielt, farbig und rasant, ein Gag jagt den anderen. Lustig ist zum Beispiel Leilas Ankündigung, noch vor ihrem 35. in die heiligen Hallen der biederen Kleinfamilie aufzusteigen – mit allen Mitteln. Oder die Western-Szene, die verdeutlichen soll: Single sein ab 30 ist Krieg. In diesen klamaukigen Szenen spürt man, dass Natascha Beller auch für «Deville Late Night» arbeitet, dessen Crew ebenfalls gut vertreten ist in *Die fruchtbaren Jahre sind vorbei*.

Schade ist, dass viele Charaktere vor lauter Lachern ziemlich eindimensional bis stereotyp daherkommen, vor allem die Männer. Zum Beispiel der dusslig-verliebte Lehrer, der für einen Vertrauensbeweis bis zum Äussersten geht, oder der überforderte Vater, der fast alles mit sich machen lässt, bis er irgendwann merkt, dass er auch noch ein eigenes Leben hat. Die Frauen im Film kommen leider auch nicht viel besser weg, allen voran Amanda. Sie dürfte das Feindinnenbild Nummer eins aller Konservativen und Fundis sein: eine Frau, die ihre Karriere vor das Kind stellt und ihren Mann machen lässt. Man hört die Leute schon «Rabenmutter» schreien.

OMG, zum Glück ist das nur ein Film

Und dann ist da eben noch Leila … super frustriert. Eine richtige Furie. Ich kann mir nicht vorstellen, dass die biologische Uhr uns Frauen wirklich so unzurechnungsfähig und fremdgschämig werden lässt. Und wenn doch, dann müssen wir echt darüber reden, und zwar differenziert. Mehr als einmal dachte ich: OMG, zum Glück ist das nur ein Film. Und gleichzeitig fragte ich mich, ob vielleicht mit mir etwas nicht stimmt, dass ich mit 35 immer noch so gar keinen Bock auf Kinder habe (und mich übrigens auch nicht zu alt für den Club fühle, gällezi, Herr Radiomoderator). Diese Kinderkriegerei scheint ja offenbar die ultimative Erfüllung zu sein, was mir auch im Real Life immer öfter unter die Nase gerieben wird.

90 Minuten lang hoffte ich, dass es darauf hinausläuft, dass Frau auch ohne Nachwuchs glücklich und sinnvoll leben kann. Wir müssen ja nicht alle Gebärmütter sein. Dieses Ende wäre zwar ein wenig didaktisch und vorhersehbar gewesen, aber es hätte mich ungemein beruhigt, denn es wäre auch für die Vielfalt weiblicher Lebensentwürfe gestanden. Natürlich kommt es anders – die Überraschung gelingt. Irgendwie ist es sogar stimmig, denn im Film geht es für alle Charaktere auch ein Stück weit um Selbstverwirklichung. Und Leila, tja – so muss es wohl enden, wenn frau versucht, sich mit allen Mitteln selber zu verwirklichen.

Die fruchtbaren Jahre sind vorbei:
ab 29. August im Kino

Ab zum Mars

Das Kunstzeughaus in Rapperswil-Jona zeigt erstmals in der Schweiz eine Auswahl der NASA-Aufnahmen vom Mars. Künstlerische Beiträge ergänzen die Ausstellung «Utopia Garden – Sehnsuchtsorte». Von Sascha Erni

«Vor genau 50 Jahren war der Mond das Ziel der Weltraumfahrt und Sehnsuchtsort der Menschheit. Heute ist es der Mars.» Warum zum Mars? Kurator Guido Baumgartner von der IG Halle hat eine einleuchtende Antwort. «Ein Ort der Utopie kann Kräfte bündeln und Gesellschaften entwickeln. Egal, ob man dann auch tatsächlich hingeht oder nicht.»

In diesem Sinn kombiniert Baumgartner die detailbesessenen Bilder des französischen Pressefotografen und Art Directors Xavier Barral (1955–2019) mit Werken von sechs zeitgenössischen Künstlerinnen und Künstler. Mit einer fast erschlagenden Prägnanz stellt er den Menschen als Ewigsuchenden ins Zentrum. Und das, ohne Bilder von Menschen zu zeigen.

Fotos, an denen man sich die Nase platt drücken möchte

Xavier Barrals schöpferische Kraft zeigt sich in den Vorgaben, die er 2013 traf, um aus den Zehntausenden von Aufnahmen der NASA-Sonde «Mars Reconaissance Orbiter» genau diejenigen rund 200 Bilder zu erhalten, die er wollte. Er hielt sich strikt an sein gewähltes Seitenverhältnis und an den Massstab – an der kurzen Kante zeigt jedes Bild exakt sechs Kilometer der Marsoberfläche, fotografiert aus 300 Kilometern Höhe. Neun der Bilder belichtete er als metergrosse, unglaublich detailreiche Silbergelatine-Prints aus, gut 170 weitere Bilder zeigt «Utopia Garden» auf zwei Beamern.

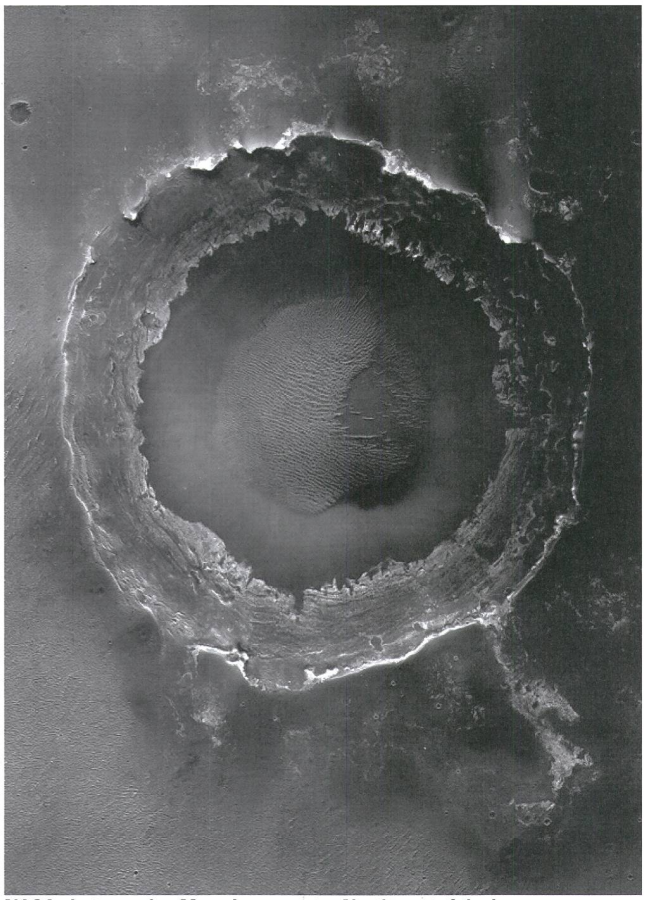
Aber abseits der beeindruckenden Technik schafft Barral das Kunststück, den Geist der Betrachtenden wandern zu lassen. Aus Meteorit-Kratern werden Poren auf ledriger Haut, vom Wind zerfurchte Gebirgsketten erscheinen wie treibende Vögel auf einem stillen Ozean. Die Grössenverhältnisse verschwimmen. Und durch die enormen Distanzen zwischen den Planeten wird selbst der Zeitbegriff abstrahiert. Wo und wann genau entsteht ein solches Bild? Zur Mars-Zeit, belichtet aus dem Orbit? Oder viele Minuten später nach der Übertragung zur Erde, wo Computer die Sensordaten zur Schwarzweissaufnahme umwandeln? Oder Jahre später, als Xavier Barral seine Auswahl trifft?

Wenn aus Flechten Gebirge werden

Perspektive und Relativierung beschäftigen auch die anderen Künstlerinnen und Künstler. Thomas Flechtners Serie *Germs* etwa inszeniert Pflanzenkeime als Landschaften. Noch einen Schritt weiter geht die Fotografin Maya Lalive mit *Unknown Landscapes*. Sie konzentriert sich in ihrer sehenswerten Arbeit auf Flechten. Auch sie generiert daraus Landschaften und verwirrt das Publikum mit Grössenverhältnissen. Aber Flechten sind vor allem auch überaus robuste Pioniere. Es sei wahrscheinlich, dass sich mit Flechten Leben überhaupt erst im Universum ausbreiten könne, sagt Guido Baumgartner. Vielleicht auch einmal auf dem Mars?

Wenn der Mars (noch?) kein Leben zeigt und die Landschaft von Chaos und Zufall geprägt ist, dann sind die englischen Gärten, die Denise Kobler fotografiert, für viele Menschen der Gipfel der kuratierten Natur. Orte, in denen Ordnung und Unordnung harmonisch nebeneinander existieren. Franziska Rutishauser wird durch ihren selektiven Blick selbst zu einem Werkzeug des menschlichen Ordnungsdrangs, wenn sie aus Gesteinsformationen Strukturen herausgreift und in ihren Ölgemälden auf mattschwarzem Grund freistellt.

Doris von Stokar hingegen thematisiert mit ihren Radierungen auf dunklem Grund das Entstehen von Leben selbst – ab wann wird aus einem Strich ein Stengel? Und Maya von Moos kreiert in ihren computergenerierten Video- und Toninstallationen



NASA photography: Mars, Large crater, Northwest of the Lomonosov crater © Nasa / JPL / The University of Arizona / Éditions Xavier Barral

gleich selbst Leben. Virtuelles Leben zwar, aber wer kann sagen, ob die Eroberung des Weltalls in 1000 Jahren nicht rein virtuell statt physisch geschehen wird, und ob es bis dann überhaupt noch einen Unterschied gibt?

Die Arbeiten der sieben Künstlerinnen und Künstler wirken als Teleskop, das auf zentrale, uralte Fragen der Menschheit gerichtet ist: Wer bin ich, wo bin ich, was mache ich und wohin möchte ich?

Schleifspuren der Geschichte

Parallel zu «Utopia Garden» ist im so genannten «Seitenwagen» des Zeughauses die erste Einzelausstellung der Basler Künstlerin Jessica Ammann zu sehen. Und überraschenderweise fügt sich Ammanns Installation fast nahtlos an die Hauptausstellung an.

Ammann arbeitet immer ortsbezogen; mit «Aufgehoben» nimm sie sich der «Werki» auf dem Zeughausareal an. In stundenlanger Detailarbeit schliff sie die Farbe von den Wänden, Schicht um Schicht. Mit dem Staub baute sie ihre Installation im «Seitenwagen» und präsentiert damit eine zeitliche Abfolge des Lebens der «Werki», farblich aufgeschlüsselt und organisiert wie in einem Science-Fiction-Film. «Aufgehoben» thematisiert damit die Kultur auf dem Areal über die letzten 100 Jahre und lässt das Publikum sich wundern: Und wie wird es weitergehen?

«Utopia Garden – Sehnsuchtsorte» und Jessica Ammann: «Aufgehoben»: bis 3. November, Kunstzeughaus Rapperswil-Jona

ighalle.ch
kunstzeughaus.ch

Gewerbemuseum
Winterthur

Ernst Gamperl
Dialog mit dem Holz
26.05.–03.11.19

Kohle, Koks und Pech
31.03.–15.09.19

Live-Performance
Die Leere drehen
Sa 28.09.19, 20 Uhr

www.gewerbemuseum.ch

GEWERBEMUSEUM

Mit Nicole Bachmann,
Josse Bailly, Florian Germann,
Elisa Larvego, Kaspar Ludwig,
Luc Mattenberger, Thomas Moor,
Gina Proenza & Ruben Valdez

feat. Hochschule Luzern und
Sonnenstube (Lugano) mit
Brigham Baker, Tarik Hayward,
Lucas Herzig, Juice & Rispetta,
Lorenza Longhi und Gaia Vincensini

15+1 JAHRE HELVETIA KUNSTPREIS

PROTECT ME FROM WHAT I WANT

17. August bis 13. Oktober 2019

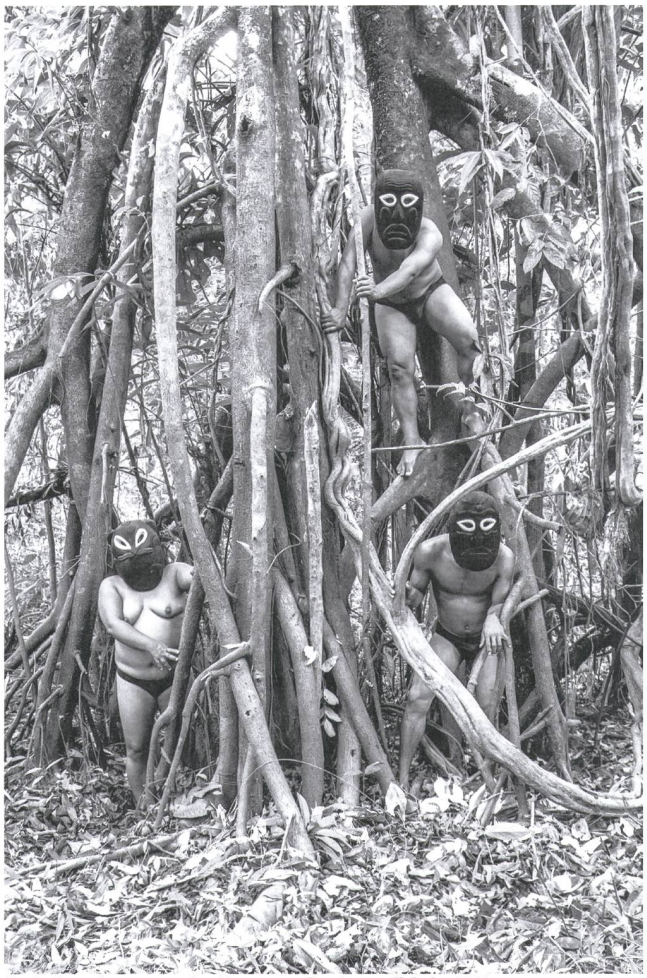
Kunst Halle Sankt Gallen

Kunst Halle Sankt Gallen
Davidstrasse 40
9000 St.Gallen
www.k9000.ch

Öffnungszeiten
Di–Fr 12–18 Uhr
Sa/So 11–17 Uhr

Zwischen Dschungel und Sammlung

Ende August eröffnet im Historischen und Völkerkundemuseum St.Gallen die Gruppenausstellung «BRICOLAGE. wild – exotic – different». Zeitgenössische Kunst trifft Objekte aus der Museumssammlung. Ein Besuch kurz vor der Eröffnung. Von Sandra Cubranovic



Andy Storchenegger: *Im Haus vom Dschungelkönig*, 2018

Plastikplanen liegen auf dem Boden, Kartonschachteln, Zangen, Hammer und Farbeimer erschweren den Gang durch den Raum. Rhythmische Trommelklänge sind im Hintergrund leise zu hören. Fremd anmutende Masken, bunte Keramiken, Skulpturen, Videos, bizarre Installationen, Gemälde und Fotografien werden sichtbar. Linkerhand reihen sich Schuhe in verschiedenen Grössen aneinander. Aus den Glasvitrinen rechts vom Eingang lugen schräge, blaue Gestalten aus Gips hervor.

In einer Ecke thront auf einer Gipskugel die Gestalt eines Murmeltiers – es scheint ebenfalls aus Gips geformt. Die abstrakten Muster auf der Skulptur erinnern entfernt an Tätowierungen. Doch unter der Gipsdecke steckt ein echtes Tierpräparat. Die Skulptur heisst *Murmel-Tatau*. Der Begriff Tatau bedeutet Zeichen und stammt ursprünglich aus Tahiti. Das Besondere daran: Beim Murmeltierpräparat handelt es sich um ein ausgemustertes Objekt aus dem Naturmuseum St.Gallen. Die Arbeit des 60-jährigen Herisauers Stefan Rohner verbindet ein Alpentier mit Elementen der Südsee.

Wild statt zahm

Der Anthropologe Claude Lévi-Strauss prägte den Begriff Bricolage. Französisch «bricoler» bedeutet so viel wie herumbasteln. Statt sich spezifische Ressourcen zu beschaffen, wird dabei mit bereits vorhandenem Material gebastelt. Es ist ein Aufruf: raus aus der Komfortzone und wild denken! Lévi-Strauss bezeichnete das «wilde» auch als «ungezähmtes Denken» fernab der strukturierten Ordnung.

Genau dieses Konzept zieht sich wie ein roter Faden durch die vom Prozess bestimmten Arbeiten der Kunstschaffenden. Sie hatten die Gelegenheit, in der Museumssammlung nach Objekten zu stöbern und diese ihrem «wilden Denken» zu unterziehen. Oder in Stefan Rohners Worten: «Ich wünsche mir, dass die Besucher und Besucherinnen von der Abstraktion angezogen werden, so wie ich es erlebe. Sie lässt mich eine veränderte Sichtweise annehmen. Ich habe mich von den Objekten der Sammlung inspirieren lassen und diese mithilfe von wildem Denken neu formiert. Das finde ich faszinierend.»

Das Arbeiten mit dem Fremden oder Andersartigen kann auch Kritik auf den Plan rufen. Das Erbe des imperialistischen Zeitalters ist vor allem in ethnologischen Museen umstrittener denn je. Andy Storchenegger aus Jonschwil weiss um den Balanceakt, den dieses Thema erfordert. «Ich muss mich oft rechtfertigen, warum ich Reisen nach Afrika oder Südamerika unternehme und nicht hier in der Schweiz arbeite. Aber für mich sind es wertvolle Erfahrungen.» Der 42-Jährige hat unter anderem in Peru mit einem einheimischen Künstler an Masken gearbeitet. Ausgangspunkt für diese Kollaboration war eine Fasnachtsmaske aus dem Sarganserland. Die Bearbeitung der dreiteiligen Maskenserie verbindet die schweizerische mit der Tradition der Kukumas, einem indigenen Stamm aus dem Amazonasgebiet.

Die Ausstellung zieht sich mit «Ausläufern», wie sie die Kunstschaffenden nennen, weiter in den «Welten-Sammeln-Saal» des Museums. Inmitten von historischen Skulpturen, Bronzen und Werkzeugen findet sich am Sockel einer Vitrine eine geöffnete Schublade. Gelächter und eine kuriose Unterhaltung in undefinierbarer Sprache sind zu hören. In der Schublade liegen zwei aus Sri Lanka stammende, geschnitzte Holzmasken. Es scheint, als würden die Mundmasken miteinander kommunizieren. Die St.Gallerin Brigit Edelmann, Jahrgang 1980, hat ihnen mittels Audiospur Stimmen verliehen. «Als wir klein waren, haben meine Schwester und ich oft in einer fremden, eigens erfundenen Sprache kommuniziert. Das half gegen Langeweile. Man kann jemanden verstehen, auch wenn man ihn nicht wortwörtlich versteht», verrät die Kunstschaffende.

Der Blick in die ungetrübte Ferne

In der Mitte des Ausstellungsraums befindet sich ein grosser Kubus. Von aussen betrachtet scheint er hell und eben, während im betretbaren, mit Kunstfell ausgelegten Inneren Dunkelheit dominiert. Im Bauch des Kubus führt eine Leiter zu einer Fensterluke, die den Blick auf den «Platinendschungel» freigibt. Zu sehen sind unzählige kleine Elektroplatinen, Träger für elektronische Geräte, die in Baumformen geschnitten sind. Einige tragen in ihren Baumkronen Bildschirme, auf denen Videos abgespielt werden.

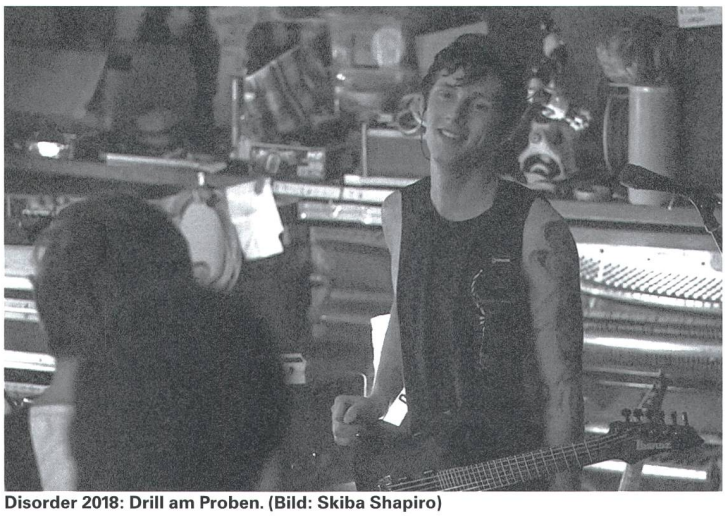
Diese Arbeit ist die einzige, die von den drei Kunstschaffenden gemeinsam erarbeitet wurde. Es scheint, als bilde der Dschungel eine komprimierte Form der drei künstlerischen Positionen ab. Und während der Blick über die Platinenwipfel in die Ferne schweift, verschwimmen langsam die Grenzen der Dialektik von Ordnung und Wildheit.

BRICOLAGE. wild – exotic – different:
bis 1. März 2020, Historisches und Völkerkundemuseum St.Gallen.
Vernissage der Ausstellung und der Publikation *MANJAKOP* (edition clandestin Biel): 30. August, 18 Uhr

hvmsg.ch
wild-exotic-different.art

Unruhe und Unordnung in St.Galler Bandräumen

Am Disorder-Festival öffnen St.Galler Bands die Türen ihrer Proberäume: Konzerte im kleinen Rahmen, Jamsessions und Experimente sind dabei garantiert. Von Urs-Peter Zwingli



Disorder 2018: Drill am Proben. (Bild: Skiba Shapiro)

Das Disorder-Bandraum-Festival geht in die sechste Runde: Am letzten Septemberwochenende laden wieder rund 20 Stadtsanktgaller Bands zu Konzerten in ihre Proberäume ein. Dazu gibts allenfalls Bier und Club Mate aus dem Bandrüümli-Kühlschrank, nach den kostenlosen Konzerten geht oft ein Hut für die Kollekte durch die Reihen. Wer in den Jahren zuvor dabei war, weiss: Von intimen Auftritten vor einer Handvoll Zuschauer über Garagengigs, Kopfhörerkonzerte, Jams und Outdoor-Konzerte kann am Disorder vieles passieren. Der Name des Festivals – Unordnung – ist Programm. «Wir wünschen uns Experimente, sowohl in der Musik als auch der Performance», sagt dazu Thiemo Legatis vom Disorder-Team.

Die Organisatoren geben auch nicht vor, welche Bands auftreten dürfen und welche nicht. «Wir wählen nicht aus und möchten bewusst auch jungen Bands eine Plattform bieten, deren Material unfertig ist oder die noch nicht viel Konzerterfahrung haben», sagt Legatis, selber seit Jahren als Schlagzeuger der St.Galler Band All Ship Shape aktiv.

Bandräume und Gigs sind rar geworden

Denn niederschwellige Auftrittsmöglichkeiten sind in St.Gallen für junge Bands rar geworden, wie Legatis sagt: «Es gibt natürlich Angebote wie die Startrampe am Openair, der Band-XContest oder die Vermittlungsseite Bandlager. Aber dafür muss man als Band schon einen gewissen Leistungsausweis haben.» Wenn eine Band ihr Material einfach mal ausprobieren und Reaktionen des Publikums einholen möchte, sei es hingegen schwierig. Bars wie das Titty Twister und der Bierhof im Linsebühl, das Hardy's im Zentrum oder das CMC in der Metzgergasse veranstalteten in den 2000er und Anfang der 10er-Jahre regelmässig kleine Konzerte – sie alle sind mittlerweile zugegangen oder werden mit anderem Konzept betrieben. Und auch die Bühnen in der Grabenhalle oder im Palace sind für junge Bands schwierig zu erreichen. Das Disorder möchte wenigstens an einem Wochenende im Jahr diese Lücke füllen. Daneben, so sagt Legatis, seien auch bezahlbare Bandräume schwierig zu finden. Es gebe zwar ein Angebot von subventionierten Proberäumen, diese seien aber rar und müssen im Turnus nach einigen Jahren wieder freigegeben werden.

Das unkomplizierte Underground-Festival ist in der St.Galler Musikszene mittlerweile ein Begriff geworden: Bei Redaktionsschluss Mitte August hatten sich bereits zehn Bands angemeldet. Das definitive Programm und die Spielzeiten werden erst wenige Tage vor dem Festival auf der Disorder-Website veröffentlicht, weil sich erfahrungsgemäss in letzter Minute noch Bands anmelden.

Von Hardcore bis Folk

Stilistisch ist das Festival breit aufgestellt: klassischer Tough-Guy-Hardcore von Drill, Folksongs von Mo Klé (früher bekannt als René Greenfield), experimenteller Rock von Karluk. Letztere sind Stammgast und waren bei fast jeder Disorder-Ausgabe mit dabei. Spielen werden weiter unter anderem Locque (Post-Rock), Subaqua (Songwriter-Duo), The People's Republic (Post-Pop), No Brain Justice und Sun Rays in the Mist – einige der musikalischen Projekte sind so frisch, dass sich online noch kaum Material dazu finden lässt. Musikalische Überraschungen sind also garantiert.

Das Programm wird an den beiden Abenden so koordiniert, dass es möglich sein sollte, zwei bis drei der Bandräume auf Stadtsanktgaller Boden zu besuchen – wer mit dem Velo unterwegs ist, hat einen Vorteil. Das inoffizielle Epizentrum des Festivals sind die Proberäume in der Reithalle, wo mehrere St.Galler Bands eingemietet sind, von denen einige zudem am Disorder auftreten. «2018 gab es dort eine spontane Jamsession bis vier Uhr früh», sagt Legatis. Ein Monsterjam, der ganz im Sinne des Disorder-Festivals war: ungeplant, wild, überraschend für Musiker und Publikum.

Disorder-Bandraum-Festival:
27. und 28. September.

Aktuelles Programm unter disorder.ch. Hier können sich zudem Bands anmelden, die am Disorder spielen möchten.

Tutti und fortissimo

Am 14. September findet in der Lokremise und in der Kirche St.Leonhard zum ersten Mal die Chornacht St.Gallen statt. Elf Chöre stimmen ein und hoffen auf offene Ohren.
Von Eva Bachmann

Die Jüngsten an der Chornacht: Kinder- und Jugendkantorei St.Gallen C.

An einem Wochenende JungKult, am nächsten St.Galler Fest, dazwischen fiel Mitte August die Pressekonferenz für ein neues Festival: Chornacht St.Gallen. Etwas beklommen fragte man sich: Braucht diese Stadt noch mehr Events? Sind wir nicht alle überfüttert, unsere Agenden hoffnungslos überfrachtet? Gibt es noch Interessierte für all diese Angebote?

Die Idee, mit einem Festival niederschwellig ein breites Publikum anzusprechen und mit einem bunten Programm-Mix den Appetit auf mehr zu wecken, haben andere Sparten vorgelebt: Museumsnacht, Tanzfest, Wortlaut … Da scheint es naheliegend, dass auch die vereinte Chorszene mit einem Fortissimo aus dem allgemeinen Rauschen heraustreten und öffentliche Aufmerksamkeit erhalten will. Zumal es allein in der Stadt St.Gallen mehr als 30 Chöre und also hochgerechnet viele hundert aktive Sängerinnen und Sänger gibt.

Feuer fangen

«Wenn wir zusammenstehen, haben wir mehr Kraft und mehr Ausstrahlung», sagt Katharina Jud. Sie ist Dirigentin des Chors Vokal, der zusammen mit dem Tablater Konzertchor die St.Galler Chornacht initiiert hat. «Wir wollen das Feuer des Chorsingens in die Stadt tragen.»

Anstecken lassen kann man sich von Pop, Jazz, Klassik, Barock … Elf Chöre machen mit: von der Kinder- und Jugendkantorei bis zum Chor des Bündnervereins, vom alteingesessenen Oratorienchor bis zur Neugründung VoiceUp, prominente Abwesende aus Termingründen sind andererseits der Bach-Chor und die Dommusik. Die Versammelten aber werden zum Abschluss um 22 Uhr tatsächlich zusammenstehen und gemeinsam einige Abendlieder anstimmen – wer Feuer gefangen hat, darf mitsingen.

Im Hauptprogramm ab 17 Uhr präsentieren sich die Chöre in Einzelauftritten von je einer knappen halben Stunde in der Lokremise und in der Kirche St.Leonhard. Die beiden Orte sind nah genug, dass das Publikum zirkulieren kann. Das ist ausdrücklich erwünscht und auch während eines Konzerts gestattet. Die Säle werden nicht durchgehend kompakt bestuhlt und in den Pausen gibt es Barbetrieb. «Ungezwungenes Hineinhören» lautet die Devise. Nicht einmal ein Eintrittsticket ist nötig, wer mag, gibt eine Kollekte.

Der Nachwuchs stimmt ein

Neues Publikum anzusprechen ist natürlich ein Ziel der Chornacht – sei es als Zuhörende oder als Neumitglied. Viele Chöre sind auf der Suche nach frischen Stimmen. Auf der Liste der Beteiligten stehen aber gar nicht wenige neue und tendenziell jüngere Chöre. An Begeisterung für den Gesang scheint es dem Nachwuchs also nicht zu fehlen, doch schrecken die Jüngeren vor den Traditionsvereinen zurück, gründen lieber einen neuen Chor oder engagieren sich in einzelnen Projekten. Vor diesem Hintergrund wird es für Alteingesessene interessant sein zu hören, welche neuen Töne angeschlagen werden. Neulinge wiederum können sich informieren, mit welcher Chorgemeinschaft und welchem Repertoire sie sich anfreunden könnten.

Ein zweites, ebenso wichtiges Ziel ist für die Initianten der Chornacht die Vernetzung unter den Chören selbst. «Das hat eigentlich schon mit der Vorbereitung des Festivals begonnen», erzählt Bea Akeret. Die Präsidentin des Tablater Konzertchors ist auf die Idee angesprungen und hat zusammen mit dem Vokal-Präsidenten Joel Mähne und der Dirigentin Katharina Jud das Festival organisiert.

Die Kontakte mit den Chören seien sehr ergiebig gewesen – auch mit jenen, die dieses Jahr nicht mitmachen könnten, sagt Akeret. Man wisse selbst innerhalb der Chorszene recht wenig voneinander. Und so hofft sie, dass die Begegnungen an der Chornacht zu einem lebhaften Austausch und vielleicht auch zu Ideen für weitere gemeinsame Projekte führen.

Zuhören ist gefragt

«Vernetzung»: Der Begriff hat seit der Diskussion über das neue Kulturkonzept der Stadt so viel Konjunktur, dass er schon wieder leicht verdächtig klingt. Die Chornacht-Organisatorinnen haben ohne Zweifel ernst gemacht damit. Sie haben mit Ausnahme der reinen Kirchenchöre möglichst alle konzertant auftretenden Chöre auf Stadtgebiet kontaktiert und ihnen ein gutes Umfeld für einen Auftritt bereitet. Wenn das Festival dazu führen sollte, dass nicht nur das Auftreten, sondern auch das Zuhören interessant wird, dass also aus Sängerinnen und Sängern künftige Konzertbesucherinnen und -besucher werden, dann ist die Vernetzung tatsächlich an der Basis angekommen. Und damit hätte sich auch schlagartig die bange Frage erübrigt, ob es denn Publikum für die vielen kulturellen Engagements gibt.

Chornacht St.Gallen:
14. September 2019, ab 17 Uhr, Lokremise und Kirche St.Leonhard

chornacht-sg.ch
Dieser Beitrag erschien auf saiten.ch.

Die Chancen des Stillstandes

Die Einwohnerzahl St.Gallens stagniert. Die Stadt wächst nicht. Ist das ein Problem? Für die einen ja, für die anderen nein.

Dank Stillstand sind mehrere Areale an bester Lage bisher frei gebliebenen – auch entlang der im Talboden verlaufenden Bahngleise. Im Gegensatz zu anderen Städten haben sich die SBB hier als Grundeigentümerin verabschiedet und ihre Flächen der Stadt und dem Kanton St.Gallen verkauft.

Von Ost nach West handelt es sich um die Rangiergleise des Vorortsbahnhofs St.Gallen-St.Fiden, um das Areal «Bahnhof Nord» zwischen Fachhochschule und Lokremise und um den zwischengenutzten Güterbahnhof, auf dem später ein zusätzlicher Autobahnanschluss gebaut werden soll.

Am raschesten baureif ist die nahe am Gleis liegende Ruckhalde, auf der früher die Appenzellerbahnen den Hügel hinauffuhren, während sie jetzt im Tunnel die Höhendifferenz überwinden. Zusammen mit den Brachen an der Oberstrasse handelt es sich um lauter bestens gelegene und erschlossene Gebiete, im oder neben dem St.Galler «Bahngraben». Für zwei Areale, für St.Fiden und Bahnhof Nord, existieren bereits Testplanungen. Sie zeigen hohes Nutzungspotenzial und ähneln darin den heute gängigen Grossüberbauungen. Für St.Fiden fordern Wirtschaftsvertreter sogar eine Überdeckung der Gleise.

Doch finden solche «Grands Projets» in einer stagnierenden Stadt überhaupt Investoren? Braucht St.Gallen diesen heute gängigen Städtebau? Wären die bisher frei gebliebenen Areale nicht eine Chance, die Stadt von öffentlichen Nutzungen her anders zu planen und zu entwickeln? Statt Stadtplätze als Restflächen zu gestalten, könnte hier von den Freiräumen her gedacht werden. Fänden nicht Quartierpärke oder Bauten mit öffentlichen Nutzungen leichter ihr Publikum als gängige Wohn- und Gewerbeneubauten?

Deshalb die Frage: Welche Chancen bietet der Stillstand? Darüber diskutieren am Städteubau-Stammtisch von Hochparterre und Architektur-Forum Architekturprofessorin Anna Jessen, der St.Galler Stadtplaner Florian Kessler, Investor Klauspeter Nüesch und Stadtsoziologin Joëlle Zimmerli. (rh)

Städtebau-Stammtisch:
16. September, 19.30, Architektur Forum St.Gallen, Davidstrasse 40

Unter Terrorverdacht

Das Theater St.Gallen startet mit einem brisanten Stoff in die Spielzeit: Das Stück *Die Anschläge von nächster Woche* bringt einen Mann in Verdacht. Von Marlen Saladin

Nach den Anschlägen in Paris 2015. (Bild: pd)

Ein junger Mann, der sich selber verloren zu haben scheint; ein Wortkünstler, der mit den Ängsten seines Publikums spielt; und ein Kommissar, der den Durchblick verliert: Das ist das explosive Personal in Thomas Arzts Stück *Die Anschläge von nächster Woche*. Am 12. September ist in der Lokremise St.Gallen Premiere der Schweizer Erstaufführung.

Angst oder Schrecken?

Die drängende Grundfrage, die sich durch das Stück des österreichischen Autors zieht, heisst: Was kommt zuerst – die Angst oder der Schrecken? Braucht es für Gewalttaten einen Nährboden aus Angst? Einfach ist die Antwort nicht – wenn es denn eine gibt. Das müssen auch die fünf Figuren des Stücks erfahren, allen voran Kommissar Göttinger. Er ist dem jungen Armin Stummer auf den Fersen, über dessen Nähe zum Performer Tartini er eine Akte angelegt hat. Denn die Tour Tartinis verläuft auffälligerweise auf einer Spur des Schreckens: Paris, Brüssel, Berlin … Überall, wo in den letzten Jahren ein terroristischer Anschlag verübt wurde, war Tartini mit seiner Show zur Stelle. Und Stummer, sein Bühnentechniker, ebenso. Als Göttinger ihn zu den Ereignissen befragt, erzählt Stummer dem skeptischen Kommissar, wie Tartini sein Publikum mit Wortgewalt und perfidem Einfühlungsvermögen immer wieder in die eigene innere Leere führt. Eine Leere, die sich allzu schnell mit Angst füllt.

Beinahe physisch erlebbar wird durch Arzts verdichtete Sprache die Macht, die von Tartinis Worten ausgeht: Durch den Text bricht eine Ebene des Dunklen, Unbewussten, fast Dämonischen hindurch, das unter dem Boden der gewohnten Tatsachen schlummert. Hier wird nicht auf einer intellektuellen Ebene verhandelt, wer die Anschläge verübt hat und woher die Täter kommen. Das Augenmerk richtet sich viel mehr auf die Verlorenheit und innere Orientierungslosigkeit der Gesellschaft. Der Autor bringt damit einen ungewöhnlichen Aspekt in den Diskurs über Terrorismus und Gewalt.

Splitter der Realität

Armin Breidenbach, Dramaturg am Theater St.Gallen, hebt seinerseits hervor, wie vielschichtig das Theaterstück ist. Das liegt an der schillernden Figur Tartinis – halb Populist, halb Magier, oder doch eher an der Welt leidender Künstler? –, aber es liegt auch im Aufbau des Stücks: Hat Kommissar Göttinger sich am Ende alles selbst zurechtgelegt? Ist er selbst in eine Verstrickung geraten, aus der kein polizeiliches Handwerk mehr einen Weg zeigt? Und ist er nicht selber auf der Flucht vor seinem maroden Privatleben?

In der Inszenierung von Matthias Rippert, der sich mit diesem Stück in St. Gallen erstmals vorstellt, richte sich der Fokus denn auch auf das Thema des Realitätsverlusts, der ver-rückten Wahrnehmung, wie Breidenbach erklärt. Die Lokremise wird wie ein Kinoraum arrangiert sein, man soll sich an die verrauchte und verregnete Welt des Film Noir erinnert fühlen. Das Ineinanderfliessen verschiedener Realitätsebenen spiegelt sich im Nebeneinander von Filmsequenzen und Bühnenhandlung.

Ein Satz von Eva, der Freundin von Stummer, scheine ihm besonders aussagekräftig: «Es ist immer eine Frage der Erzählung.» Je nachdem, wen man fragt, sieht die Wirklichkeit anders aus, ergeben sich andere Blickwinkel, splittert sich das Bild in Einzelteile auf – manchmal bis hin zur kompletten (Geistes-)Verwirrung.

Die Anschläge von nächster Woche:
Premiere: 12. September, 20 Uhr, Lokremise St.Gallen

theatersg.ch

Konzert

Chuchchepati, panikfrei

«Wir befinden uns in Old Nusum, einem imaginären Ort, und lauschen urtypischen Klängen von dort. Ein dichter Soundteppich zieht Bahnen durch den Raum, versinkt zwischen den Stühlen, rieselt von der Decke.» So war auf saiten.ch ein Konzert des Chuchchepati Orchestra beschrieben: dem Projekt von Kontrabassist Patrick Kessler mit acht urigen Lautsprechern aus Nepal, einem interaktiven Samowar und wechselnder musikalischer Besetzung. Jetzt trifft Kesslers Oktophon auf das Improvisationskonzept «yes, don't panic» des Kontrabassisten Marc Jenny. Kessler, Jenny und die freigeistigen Mitmusiker Werner Hasler, Alfred Vogel und Thomas Peter vernetzen sich via Tablets und schicken sich so nach demokratischen Regeln Spielanweisungen zu. «Zwei starke Ideen ergänzen sich gegenseitig», heisst es in der Konzertankündigung. Das Publikum wird eingeladen auf eine mindestens drei-dimensionale Klang-Raum-Expedition.

26. September, 17.58 und 20.22 Uhr
Palace St.Gallen
bassilikum.ch

Denkmalpflege

30 Jahre Fabrik am Rotbach

Der Name des die Fabrik umfliessenden Bachs passt zum diesjährigen Motto der Europäischen Tage des Denkmals: Farbe ist das Generalthema des Anlasses. Unter zahllosen Schauplätzen, die allein in der Ostschweiz zur Besichtigung einladen, ist die Fabrik am Rotbach in Bühler hervorzuheben, weil sie zugleich ihr 30-Jahr-Jubiläum feiert. 1989 hatte Ruedi Zwissler die ehemalige Bleicherei erworben, renoviert und mit diversen Wohn- und Arbeitsräumen neu belebt. Der heutige Besitzer Guido Koller führt das Erbe weiter und lädt zur Besichtigung und zur Auseinandersetzung, unter anderem mit einem Referat von «Stadtwanderer» Benedikt Loderer über die «Erblast der Moderne».

14. September, 11.30 Uhr, Fabrik am Rotbach Bühler
fabrikamrotbach.ch, hereinspaziert.ch

Theater

Schrille Zwischennutzung

Cafe fuerte, das Vorarlberger Ensemble mit der Spezialität, grosse Geschichten an kleinen Orten zu spielen, nimmt sich ein konfliktreiches Thema zur Brust: *Das letzte Haus* ist eine Farce mit Musik über den Zusammenhang zwischen Paarbeziehung, Einfamilienhaus und Bodenverbrauch. Gespielt wird in und vor Häusern mit einer langen Geschichte aus Nutzung, Leerstand und Umnutzung. Die Zwischennutzung namens Theater dreht sich um das alte Haus der Tante Lala, das abgerissen werden soll, aber vom untoten Onkel John bewohnt wird. Schauspieler und Stückautor Tobias Fend will damit «der heiligen Kuh Einfamilienhaus» zu Leibe rücken, samt Balkan-Sound und «Unfug zur Überwindung von emotionalen Gartenzäunen in unseren Hirnen». Es spielen Meda Banciu, Danielle Green, John Kendall und Tobias Fend, die Musik stammt von Florian Wagner.

Die Spielorte sind exquisit: das lange leergestandene alte Palmenhaus in Bregenz, das alte Bezirksgericht, eines der ältesten Häuser in Schruns und die Werkstatt Saienbrücke in Urnäsch, einst Bauernhaus, Wirtschaft, Milchsammelstelle und Vereinslokal, heute ein Privathaus mit teils öffentlichem Programm. (Su.)

6. bis 8. September, Klostergarten Marienberg Bregenz
12. bis 14. September, Altes Bezirksgericht Schruns
19. bis 21. September, Werkstatt Saienbrücke Urnäsch
cafefuerte.at

Film

Entgegen aller Unkenrufe – der Zirkus lebt

Beat Breu und sein gescheiterter Zirkus sind nur das tragikomische Abbild einer Welt, die dem Untergang geweiht scheint. Die Manege, das Zelt, der dumme August, das Sägemehl, Popcorn und die Tiere aus aller Herren Länder – gehört alles ins letzte und vorletzte Jahrhundert. Dem traditionellen Zirkus mögen die Lichter ausgehen, aber der Nouvelle Cirque lebt. Die Wiler Filmerin Mélanie Moser hat sich für ihre Dokumentation *Entstaubte Magie – Streiflichter durch die aktuelle CH-Zirkusszene* aufgemacht und der Schweizer Zirkusszene nachgespürt. Moser will das Verständnis für die neuen zirzensischen Kunstformen fördern, die experimentelles Theater, modernen Tanz, Zirkus und Musik verbinden.

Im Neuen Zirkus, der seine Ursprünge im Frankreich der 70er-Jahre hat, geht es nicht mehr einfach um die Aneinanderreihung von Kunststücken. Im Vordergrund stehe das Menschliche zwischen dem Künstler und dem Publikum, sagt etwa David Dimitri, der einen One-Man-Zirkus führt. Der Neue Zirkus kann durchaus politisch sein, wie etwa der Quartierzirkus Pic-o-Pello 1975 bewies, dank dem die Südumfahrung in der St.Galler Altstadt letztlich verhindert wurde. Im Neuen Zirkus gehe es nicht darum, Bewährtes zu reproduzieren und die Vergangenheit zu konservieren, sondern Gegenwart zu erzählen, sagt Daniele Finzi Pasca von der Compagnia Finzi Pasca.

Auch Mélanie Moser erzählt Gegenwart mit ihren liebevoll collagierten Kurzportraits über Zirkusveranstalter abseits von Knie, Royal und Monti, die sie mit Bildern aus Aufführungen anreichert: der wunderbar geheimnisvolle Öff-Öff Area Dance beispielweise, in dem sich Artisten entlang eines Waldpfades in Tücher verschlingen und an Seilen tanzen, ohne den Boden zu berühren. Auch Mädir Eugster vom Rigolo Swiss Nouveau Circus kommt zur Sprache. Oder der Minicirc, der seit 20 Jahren als «Zwei-Personen-Kleinstunternehmen inklusive fünf Hühnern und einem Schwein» mit viel Herzblut und Ideenreichtum durch das Land zieht und ab 18. September in St.Gallen gastiert. (hrt)

18. September, öffentliche Filmvorführung im Minicirc, der vom 18.–22. September im St.Galler Stadtpark gastiert.
minicirc.ch

Traumleserin, Sprachspielerin

«Und die Welt wäre / in Ordnung»: Im Limmat Verlag ist eine zweisprachige Gedichtauswahl der italophonen Lyrikerin Donata Berra erschienen. Von Jochen Kelter

Ein Prosa schreibender Lyriker hat jüngst geäussert, Romanciers bauten ihre Romane durch die Handlung auf, Lyriker mit der Sprache. Sprache in all ihren Varianten ist auch zentral im Oeuvre der in Mailand geborenen, in Bern lebenden Donata Berra. Nicht die Idee, der Gedanke stünden am Anfang ihrer Gedichte, zitiert Pietro de Marchi sie in seinem Nachwort, vielmehr das Wort, «ein aufgefangener Satzfetzen», «eine Emotion» seien der «Kern», der Nukleus eines sprachlichen Gebildes, von dem man am Anfang noch nicht wisse, ob und wohin es sich beim Schreiben entwickle.

Die nun auf Italienisch und Deutsch vorliegende Auswahl ihrer Gedichte enthält neben wenigen zum ersten Mal gedruckten Gedichten Texte aus ihren bisher vorliegenden vier Gedichtbänden (von denen der Rezensent in den späten 1990er-Jahren zwei ebenfalls zweisprachige für den Waldgut Verlag übersetzt hat). Ein schmales Werk, das es indessen in sich hat. Keine leicht kosumierbaren Gedichte begegnen uns in dem Band, kein lyrisches Fast food, kein Zugeständnis an eine Postmoderne, in der alles erlaubt ist. Berras Gedichte sind schwierig, erfordern konzentrierte und wiederholte Lektüre und belohnen mit unerwarteten Volten und einer äusserst melodiösen Sprache. Sie baut dialektale Sequenzen ein, zitiert ungenannt Mozart-Libretti, Petrarca oder Giambattista Vico.

Spottgedichte, Sprachspiel, Ironie, aber auch ein tiefer Ernst, so gar nicht licht mediterran à la Valéry, prägen ihre Poeme. «Dimmelo dammelo ombra di Vico / dammelo molle morbido fico» («Sags mir verrats mir, Schatten von Vico / gib sie mir, fruchtige, frisch feuchte Feige») einerseits. Und andererseits eine mitteleuropäisch gespeiste Austerität, etwa in dem Gedicht Milano, in dem es zum Schluss einer Reise von Norden in den Süden heisst: «…e ti riprende / la struggente fierezza, il male austero / di chi Milano sa, la taciturna» («…und es packt / dich erneut der verzehrende Stolz, der gestrenge / Schmerz dessen, der Mailand, das schweigsame, kennt»). Der Kern ihrer Gedichte, zu dem sie intellektuell und emotional vorstösst, entwickelt ganz singuläre Sprachbilder, die häufig einer abgesunkenen Mythologie, gebrochenen biblischen Szenarien, der Musik oder dem Fundus kollektiver Kulturgeschichte und -erinnerung entstammen.

Allein die Wirklichkeit der Poesie vermag unserer Existenz ohne gesicherte und dauerhafte Wahrheit so etwas wie eine hypothetische, ersonnene metaphorische Ordnung zu verleihen. Das schöne, leider nicht in diese Auswahl aufgenommene Gedicht von dem zweiten Hahn (Gallo), «der als Banner den Tod trüge / und in der Seele ein Aufenthaltsverbot», veranschaulicht das poetologische Programm, das die herbeigesehnte Rettung der Welt spielerisch und klug in den ästhetischen Konditional versetzt: «und die Welt wäre, aber nur dann / und die Welt wäre, als Metapher / in Ordnung».

Der erfahrene Übersetzer Christoph Ferber löst die schwierige Aufgabe der Übertragung souverän, indem er im Zweifelsfall dem Wortlaut des italienischen Originals folgt, anstatt sich auf das Glatteis von originalem Ton und Rhythmus einzulassen, die, so vielleicht seine Überzeugung, allein der Dichterin, dem Original zustehen.

Donata Berra (Bild: pd)

Donata Berra: *Maddalena – Gedichte Italienisch und Deutsch*, ausgewählt und übersetzt von Christoph Ferber, Limmat Verlag, Zürich 2019. Fr. 38.–

Die Feldmühle belebt sich

«Nebelfrei». So heisst das Rorschacher Kulturbüro von Richard Lehner und Maria Schnellmann. Zusammen mit weiteren Initianten haben die beiden den langen Kulturmonat ins Leben gerufen. Nebelfrei muss es dabei bis zum 27. September nicht zwingend sein: Der Ort des Geschehens ist überdacht, es ist die riesige Halle, die zuerst für Stickmaschinen, später als Lagerhalle und für andere industrielle Zwecke genutzt wurde.

Die wechselhafte Geschichte der Feldmühle kommt im Kulturprogramm ausführlich zur Geltung. Unter anderem mit dem Dokumentarfilm *Fabrikleben* von Felix Karrer. Der 1984 im Schweizer Fernsehen ausgestrahlte Film zeigt das Leben der Arbeiterinnen und Arbeiter, erinnert an die Streiks und dokumentiert, wie Richard Lehner sagt, auch die einstige «Zucht und Ordnung», die nicht nur in der Fabrik, sondern auch im Quartier geherrscht habe. Karrer, selber in Rorschach aufgewachsen, wird vor dem Film Auskunft geben, Termin ist der 13. September.

Nicht fehlen darf auch der Filmklassiker zum Thema: *Siamo italiani* von Alexander J. Seiler wird am 30. August gezeigt, und eine weitere Reverenz an die «Gastarbeiter» von damals ist der sardische Markt vom 7. September.

Dazu kommt ein vielfältiges Musikprogramm mit experimenteller «Musik im Industrieraum», einem Jazzabend samt Jazzfilm und Chorauftritten. Micha Stuhlmann und René Schmalz zeigen eine ortsspezifische Performance, Schriftsteller Peter Bichsel liest und spricht mit Literaturkritikerin Sieglinde Geisel, und ein Politpodium diskutiert über Wohnen und Arbeiten im Rorschach von heute. Die dreigeteilte Halle lässt flexible Nutzungen zu, auch eine Bar hat Platz.

Geschichte und Gegenwart soll das Veranstaltungsprogramm miteinander verknüpfen, sagt Richard Lehner. Und die Zukunft wird auch mitbedacht: «Die Zwischennutzung soll aufzeigen, was in dieser Halle möglich ist.» Zwar ist auf dem Feldmühleareal eine umfangreiche Neunutzung für Wohnen und Gewerbe geplant, der Architekturwettbewerb ist entschieden und einzelne Gebäude würden wohl im kommenden Jahr abgebrochen. Aber die Halle bleibe stehen – und von Seiten der Investoren seien Zwischennutzungen willkommen, sagt der Initiant.

Rorschach zeigt sich zumindest in Sachen Feldmühle-Belebung nicht nur nebelfrei, sondern wolkenlos. (Su.)

Kultur in der Feldmühle: bis 27. September nebelfrei-rorschach.ch

Be aware, take care

Google, Whatsapp, Insta & Co. sind zwar praktisch, aber haben auch ihren Preis. Wir werden getrackt, vollgespamt und überwacht, praktisch immer und überall. Auch Leute, die über ein digitales Grundwissen verfügen, haben zunehmend Mühe, ihre Privatsphäre zu schützen, sofern sie nicht gerade in einer Faraday'schen Bubble leben.

Wir können das virtuelle Rad zwar nicht zurückdrehen, ein paar grundlegende Techniken zum Schutz der Privatshäre gibt es trotzdem: alternative Browser und Suchmaschinen, sichere Messenger, verschlüsselte Emails oder community-basierte Add-Ons. Einige davon stellen wir euch vor.

Wir nennen den Crashkurs bewusst «Basics für mehr Privatsphäre». Weil wir erstens keine überkrassen IT-Nerds sind und die Privatsphäre, zweitens, schon lange nicht mehr absolut ist. Oder höchstens noch beim Morgenschiss. Sofern das Handy vor der WC-Tür bleibt. (co)

Basics für mehr Privatsphäre:
12. September, 19 Uhr, Kulturkonsulat, Frongartenstrasse 9, St.Gallen

Gesucht: Frauen. Das Historische und Völkerkundemuseum St.Gallen plant für 2020 eine Ausstellung über Ostschweizer Künstlerinnen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Darunter befinden sich die St.Galler Bürgerin MARIE LOUISE BION (1858–1939), die 1891 das *Mädchen mit Sonnenhut* gemalt hat, die in Herisau geborene IDA BAUMANN (1864–1932) oder die St.Gallerin ELLY BERNET-STUDER (1875–1950). Leider sei bis anhin nur wenig über diese Malerinnen bekannt, unter anderem weil sich ausser in St.Gallen keinerlei Werke in Schweizer Museen befinden. Das Museum hofft deshalb auf Auskünfte aus der Bevölkerung und ruft zur Mitarbeit auf. Mehr zur (dürftigen) Frauenquote in den Schweizer Kunstmuseen übrigens auf saiten.ch/zeit-fuer-eine-kunstquote?

Gefunden: Frauen. Zwei Ostschweizerinnen geben dem Dada-Haus neuen Schub: SALOME HOHL wird künstlerische Leiterin des Cabaret Voltaire in Zürich, ESTHER WIDMER übernimmt die Geschäftsführung. Salome Hohl, Jahrgang 1985, ist in Wolfhalden aufgewachsen, arbeitet seit 2005 in Zürich und hat als Kuratorin u.a. in der Kunsthalle St.Gallen, im Kunsthaus Langenthal, in Zürcher Offspaces oder Nextex gewirkt. Esther Widmer, Jahrgang 1959, hat einst das Rorschacher Uferlos gegründet, arbeitete in der Roten Fabrik, der Gessnerallee, der Kaserne Basel, bei der Expo.02 und als Direktorin des Filmfestivals Fribourg. Heute leitet sie die Geschäfte der Stiftung Erbprozent Kultur.

Im Zelt: Frauen. «So körperlich, dass es wehtut. Theater, Zirkus oder Freakshow? Egal. Was der Cirque de Loin mit *Soror* zeigt, ist weibliche Selbstermächtigung.» So steht es in der Kritik der «Berner Zeitung». Nach ausverkauften Vorstellungen in Zürich, Basel und Bern kommt *Soror* jetzt auf die St.Galler Kreuzbleiche, im Chapiteau des Cirque de Loin. Der Inhalt: Vier Schwestern halten Totenwache bei ihrem Vater. Alte Muster brechen auf, Abgrenzung, Verlust, Wut und Trauer werden durchgespielt im Stück von und mit NEWA GRAWIT, MARTINA MOMO KUNZ, CAROLIN JAKOBY und AEDIN WALSH. Die BZ schrieb: «Auch andere Produktionen des Cirque de Loin waren sehr körperlich, zielten gewollt unter die Gürtellinie, provozierten, faszinierten und wirkten nach. Immer flossen Schweiss und andere Säfte. *Soror* ist da nicht anders. Und gerade deshalb so drängend. Frauen eignen sich hier in höchst lustvoller Weise vermeintlich männliches Terrain an.» Zu sehen vom 4. bis 7. September auf der Kreuzbleiche.

Im Tanz: Frauen. House of Pain, die St.Galler Tanztruppe von JASMIN HAUCK und CECILIA WRETEMARK, hat sich für ihre jüngste Produktion von einem Zitat von Winston Churchill inspirieren lassen: «Appeasement is feeding crocodiles hoping they will eat you last». *Feeding crocodiles* fragt nach den Folgen der Angst und den Reaktionen: Erstarren? Bekämpfen? Anpassen? Fliehen? In ihrer Solo-Performance untersucht Cecilia Wretemark die physischen und mentalen Auswirkungen von Angst auf unsere Innen- und Aussenwelt. «Ist das einzige, was wir fürchten müssen, die Angst selbst?», heisst es in der Ankündigung zum Stück. Es wird am 6., 7. und 8 September im Theater am Gleis Winterthur gespielt, am 11., 12. und 18. September in der Grabenhalle St.Gallen.

Monatstipps der Magazine aus dem Aargau, Basel, Bern, Liechtenstein, Luzern, Winterthur, Olten und Zug

AAKU
Aargauer Kulturmagazin

Migrier wieder mal!

Baden ist die Hauptstadt des Animationsfilms – zumindest während des «Fantoche». Das internationale Festival steht in diesem Jahr unter dem Motto «Schuhe, Hemd und 100 Lire. Migration und Flucht um 1900 – fast wie heute?». Wie immer in verschiedensten Locations der Bäderstadt.

Fantoche 2019
3. bis 8. September, diverse Orte in Baden, fantoche.ch

Programmzeitung
Kultur im Raum Basel

Steh mal auf!

Am Theater Basel inszeniert Opernregisseur Sebastian Baumgarten Luigi Nonos «Al gran sole carico d'amore» in der Schweizer Erstaufführung – dieses formal wie inhaltlich revolutionäre Stück ist ein Meilenstein der Neuen Musik. Das collageartige Werk, das gescheiterte Aufstände thematisiert, ist eine künstlerisch dichte Reflexion über soziales Unrecht, die Revolte dagegen, über die Niederlagen und immer neue Aufbrüche.
Al gran sole carico d'amore, 14. September (Premiere) bis 29. Oktober, Theater Basel, Grosse Bühne, theater-basel.ch

BKA
BERNER KULTURAGENDA

Staun wieder mal!

Die neue Sonderausstellung im Naturhistorischen Museum «T.rex – Kennen wir uns?» rückt den berühmtesten Dinosaurier ins Rampenlicht: Den zwölf Meter langen und neun Tonnen schweren Tyrannosaurus Rex. Entwickelt und produziert wurde die Ausstellung, die lebensechte Nachbildungen zeigt, vom Natural History Museum London. Das Naturhistorische Museum Bern hat die Schau adaptiert und mit Fossilien aus der Schweiz ergänzt.
T.rex – Kennen wir uns?
14. September bis 22. März, Naturhistorisches Museum, Bern, nmbe.ch

041
www.null41.ch

Fokussier dich mal!

Elionora Amstutz stellt in Stansstad rund 40 ihrer Werke aus. Ihr Schaffen zeigt stets eine Oberfläche, die den Betrachtenden vertraut vorkommt – doch wer genau hinschaut, erkennt eine Mischtechnik aus Papier-Schnipseln und Ausschnitten von Zeitschriften, die für das Gesamtwerk eine Bedeutung tragen. Ein Spiel mit Wahrnehmung, mit Fokus und Hintergrund.

Elionora Amstutz: Impressionen
6. bis 29. September, Kulturzentrum Sust, Stansstad, elionora-amstutz.ch

KuL

Kritisier endlich mal!

«Hallo und Adieu» thematisiert auf eindrucksvolle und zugleich überspitzte Weise inwieweit Menschen für ihr eigenes Schicksal verantwortlich sein können. Sollte man sich auf die Krücken der Vergangenheit stützen oder selber für sich Verantwortung übernehmen? In einer Welt, in der die Jugend zunehmend den Status Quo unhinterfragt akzeptiert, sollte das Stück ein Ansporn sein, die eigene Situation kritisch zu hinterfragen.
Hallo und Adieu
20. September, 20 Uhr, Schlösslekeller Vaduz, schloesslekeller.li

Coucou

Swing öfters mal!

Für die zwölfte Ausgabe des kleinen, feinen Festivals «Oberi Sounds Good» wurden gleich sechs Acts aus allen Ecken der Genres rund um Blues, Jazz und Swing eingeladen. Das Auftaktkonzert zum Beispiel wird von Lilly Martin gestemmt. Wurzeln in Kuba, geformt und geschliffen in New York City, und nun eine der grossen Stimmen der Schweizer Blues-Szene. Grandios.

Oberi Sounds Good
5. bis 7. September, diverse Orte in Winterthur, oberisoundsgood

AUSGEHEN

Ungewissere dich mal!

Bänz Oester war viele Jahre Bassist und Sideman für die besten Bandleader der Schweiz. Seit 2012 ist er Kopf der Rainmakers. Ausgehend von einfachen Melodien nehmen sie ihr Publikum mit auf eine Reise ins Ungewisse. Das Ergebnis ist eine hochenergetische Musik, die sprüht vor Freude am Zusammenspiel. Der Berner «Bund» schreibt: «Es gibt Bands, bei deren Auftritten die Welt besser wird. Zu diesen Gruppen zählt das Quartett The Rainmakers.»
Bänz Oester and the Rainmakers
15. September, 20 Uhr, Vario Bar, Olten, jazzinolten.ch, variobar.ch

ZugKultur

Beweg mal was!

Wer vom Tanz berührt wurde, wird ihn nicht mehr los. Das Zuger «Young Dance Festival» hat sich genau das zum Ziel gemacht: Menschen mit Tanz anzustecken. Und zwar schon die Kinder. Die können das noch. Oder wieder. Das Tanzen. Und das Zuschauen beim Tanzen. Zum Beispiel: Tanz mit Knochen, Tanz übers Bewusstsein, Tanz für Babies, Tänze von überdimensionierten aufblasbaren Menschen. Tanzende zum Programmieren und solche, die mit VR-Brillen gleichzeitig durch die echte und die virtuelle Welt tanzen.
Young Dance Festival, 11. bis 14. September, diverse Orte in Zug, youngdance.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese eigenständigen Kulturmagazine den «Kulturpool». Mit ihren Regionen bestens vertraut, betreiben die Magazine engagierte Kulturberichterstattung und erreichen gemeinsam 745'066 Leserinnen und Leser. Dank seinem grossen Netzwerk ist der «Kulturpool» die ideale Werbeplattform, wenn es über die Ostschweiz hinausgeht. kulturpool.org